

Der Deutsche Schulpreis
Die Preisträger 2007



Inhalt

- 2 Vorwort
- 4 Robert-Bosch-Gesamtschule, Hauptpreisträger
- 12 Helene-Lange-Schule, Preisträger
- 18 Montessori-Oberschule, Preisträger
- 24 Friedrich-Schiller-Gymnasium, Preisträger
- 30 Carl-von-Linné-Schule, Preisträger
- 36 Die nominierten Schulen
- 38 Die Jury des Deutschen Schulpreises
- 39 Gute Schule – was ist das?
Die sechs Qualitätsbereiche des Deutschen Schulpreises
- 40 Impressum



Vorwort

Viele Schulen haben sich auf den Weg gemacht, um eigene Antworten auf die großen Herausforderungen zu finden, denen sich Schule heute gegenüber sieht. Dabei sind überzeugende Modelle entstanden, von denen andere lernen können. Solche Vorbilder wollen die Robert Bosch Stiftung und die Heidehof Stiftung und ihre Partner ZDF und *stern* vorstellen. Mit dem Deutschen Schulpreis werden seit 2006 in jedem Jahr allgemeinbildende Schulen aller Schularten in Deutschland ausgezeichnet. Der Preis würdigt die pädagogische Leistung von Schule und macht sie für die Schulentwicklung im ganzen Land nutzbar. Der Hauptpreis ist mit 50.000 Euro dotiert, vier weitere Schulen erhalten Preise in Höhe von je 10.000 Euro.

Im ersten Wettbewerbsjahr gingen die vier Preise an die Offene Schule Waldau in Kassel, an die Jenaplan-Schule in Jena, an die IGS Franzisches Feld in Braunschweig und an die Max-Brauer-Schule in Hamburg. Den Hauptpreis erhielt die Grundschule Kleine Kielstraße in Dortmund.

Um den Deutschen Schulpreis 2007 haben sich 170 Schulen aller Schularten, in privater oder öffentlicher Trägerschaft, aus allen Bundesländern beworben. Die Auswahl orientierte sich bei den Bewertungen der schulischen Praxis an den sechs Qualitätsbereichen des Deutschen Schulpreises: Leistung, Umgang mit Vielfalt, Unterrichtsqualität, Schulleben, Verantwortung und Schule als lernende Institution. Auch die Kooperationen mit externen Partnern wurden bei der Auswahl berücksichtigt.

Durch den Wettbewerb entsteht über die Jahre ein Netzwerk exzellenter Schulen. Die Weiterentwicklung dieser Schulen, ihre Kooperation untereinander, aber auch die Weitergabe ihrer guten Praxis an möglichst viele reforminteressierte Schulen – dies ist die Aufgabe der Akademie des Deutschen Schulpreises. Sie hat in diesem Jahr mit ersten Veranstaltungen ihre Arbeit aufgenommen. So wurde in dem ersten »Exzellenzforum«, das allen Bewerberschulen des Wettbewerbsjahres 2006 offenstand, anhand der sechs Qualitätsbereiche die Unterrichtspraxis der Teilnehmerschulen kritisch aufgearbeitet. Im ersten Multiplikatorenseminar, das an der Dortmunder »Kleinen Kielstraße« durchgeführt wurde, kamen ausgewählte Schulräte aus ganz Deutschland zusammen, um über Gelingensbedingungen guter Schule aus der Sicht von Schulleitung und Schulaufsicht zu diskutieren. Stipendien ermöglichten es 20 Lehrern, an den Preisträgerschulen mehrwöchige Hospitationen durchzuführen. Weitere Maßnahmen folgen. Auf diese Weise kann der Deutsche Schulpreis seine nachhaltige Wirkung entfalten und seinen eigentlichen Zweck, Schulentwicklung, erfüllen.

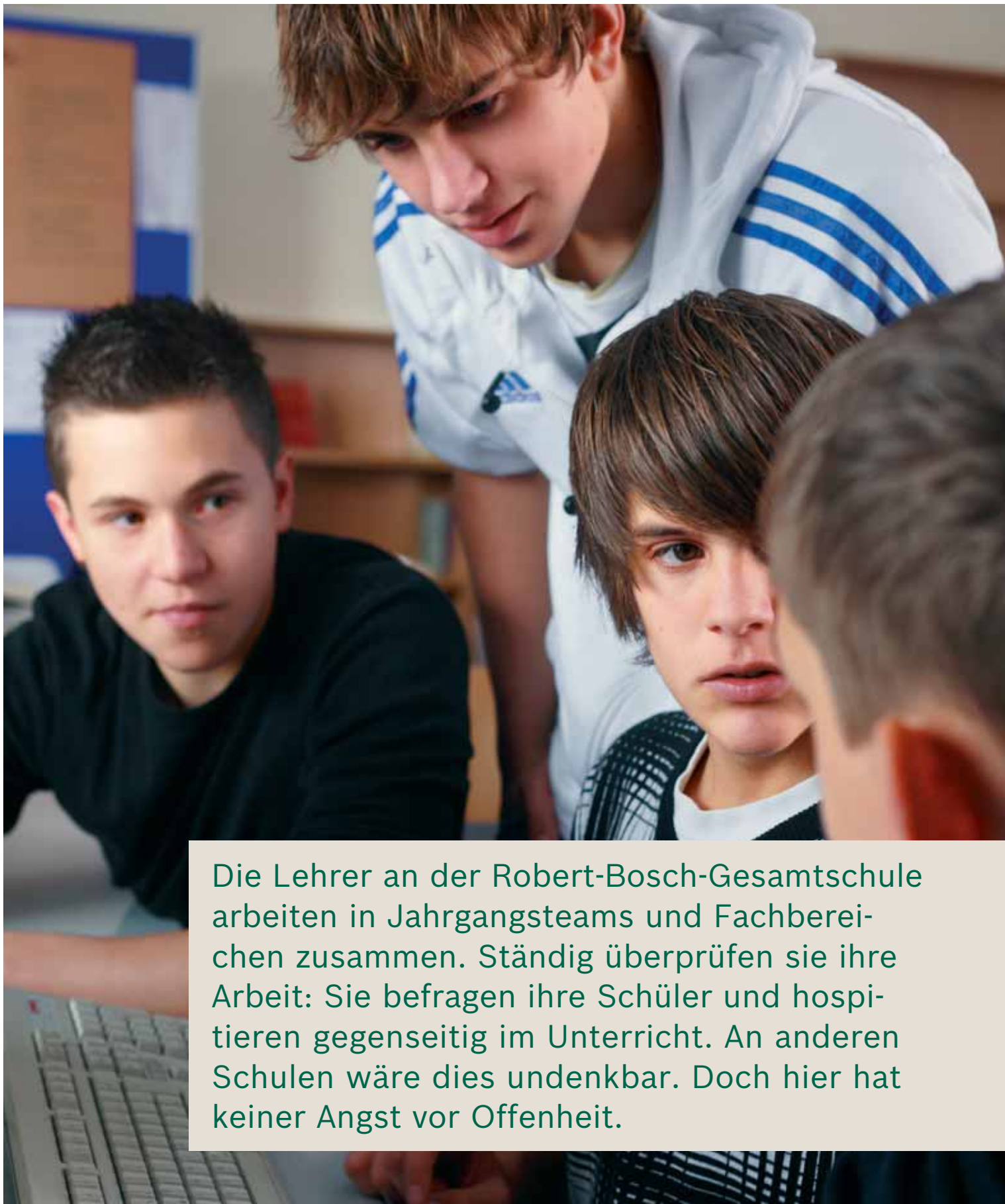
Die Robert Bosch Stiftung wie die Heidehof Stiftung blicken auf eine lange Tradition zur Reform des Schul- und Bildungswesens zurück. Reformpädagogische Konzepte, Integration und Kreativitätsförderung sind Wurzeln, aus denen umfangreiche Programme zur Schulentwicklung hervorgingen, immer mit dem Ziel, die Qualität des Unterrichts zu verbessern und Schülern die Möglichkeit zu Eigenständigkeit und hoher Leistung zu geben. Diese Bildungstradition wurde von Robert Bosch begründet, von seinen Kindern weiter gepflegt und in beiden Stiftungen systematisch fortentwickelt. Der Deutsche Schulpreis sieht sich in der Kontinuität dieser langjährigen Bildungsarbeit.

Wir danken unseren Medienpartnern *stern* und ZDF, die der »Guten Schule« in Deutschland eine breite Öffentlichkeit verschaffen. Besonders aber danken wir den zahllosen Lehrern, Eltern und Schülern, die immer wieder unter Beweis stellen, dass gute Schule in Deutschland möglich ist.

Ebenso danken wir der Bundesministerin für Bildung und Forschung Annette Schavan, dass sie den Deutschen Schulpreis 2007 persönlich überreicht. Den Juroren und den pädagogischen Experten danken wir für ihre wertvolle Arbeit.

Wir hoffen, dass der Deutsche Schulpreis weiterhin viele Schulen motiviert, in der Schulentwicklung neue Wege zu gehen und eigene Konzepte zu erproben.

Dr. Ingrid Hamm	Dr. Eva Madelung
Robert Bosch Stiftung	Heidehof Stiftung



Die Lehrer an der Robert-Bosch-Gesamtschule arbeiten in Jahrgangsteams und Fachbereichen zusammen. Ständig überprüfen sie ihre Arbeit: Sie befragen ihre Schüler und hospitieren gegenseitig im Unterricht. An anderen Schulen wäre dies undenkbar. Doch hier hat keiner Angst vor Offenheit.

Robert-Bosch-Gesamtschule, Hildesheim

Hauptpreisträger

Wer es mal zu etwas bringen soll, der ging in Hildesheim früher auf ein klassisches Gymnasium: zum Beispiel auf das Josephinum, eine katholische Schule, gleich neben dem tausend Jahre alten Mariendom erbaut und fast genauso alt. Wer heute in Hildesheim etwas werden will, der geht auf die Robert-Bosch-Gesamtschule (RBG). Die liegt hinterm Bahnhof im Norden der Stadt neben dem Zentralfriedhof.

Die Schule im nüchternen Betonbau aus den 70er-Jahren kann sich vor Anmeldungen kaum retten, im Sommer musste Schulleiter Wilfried Kretschmer von 380 Bewerbern über die Hälfte ablehnen. Noch vor 15 Jahren kämpfte die Schule um jeden neuen Schüler. Anfang der 90er-Jahre war sie ganz unten. Damals hatte die Gesamtschule einen miesen Ruf und galt als Schule für Schwache. Jetzt bekommt sie den Deutschen Schulpreis.

Die Schule wurde nach folgenden Kriterien beurteilt: Leistung, Umgang mit Vielfalt, Unterrichtsqualität, Verantwortung, Schulleben und Schulentwicklung. Bei allen sechs hat die Schule die Jury der Robert Bosch Stiftung überzeugt. Der Sprecher der elf Jurymitglieder, Peter Fauser, Professor an der Universität Jena, hat die Schule im Sommer zwei Tage inspiziert. Bei seinem Urteil über die Hildesheimer Gesamtschule gerät der Erziehungswissenschaftler regelrecht ins Schwärmen: »So guten Unterricht habe ich selten gesehen«, sagt er. »Die Schule arbeitet

ganzheitlich und projektorientiert. Anderen Schulen ist sie in ihrer Entwicklung zehn Jahre voraus. Sie wird hochprofessionell gemanagt.« Sein Kollege aus der Jury, der niederländische Schulinspektor Johan van Bruggen, hat schon viele gute Schulen gesehen. Er sagt über die Robert-Bosch-Gesamtschule: »Gute Schulen haben den Willen zu lernen. Die Lehrer in Hildesheim sind nie zufrieden, sie suchen immer nach Möglichkeiten, noch besser zu werden.«

Für Nicolas ist das abstrakte Theorie. Für den Elfjährigen zählt etwas anderes: »Hier kümmert sich einer um den anderen«, sagt er. Nico geht erst seit ein paar Wochen in die sechste Klasse der Robert-Bosch-Gesamtschule und gehört bereits dazu. An seiner alten Schule hatte er Probleme, Freunde zu finden.

Zusammen mit vier Mädchen sitzt er um einen Tisch. Sie sind allein in dem großen Klassenraum. Die fünf Sechstklässler bekleben Holzrahmen mit buntem Papier. »Wir basteln für den Weihnachtsbasar«, erklärt Nico, während er vorsichtig dünnes Seidenpapier mit Klebstoff bestreicht. Lynn bestreut ihren Rahmen derweil mit Glitzer. Die Mutter einer Schülerin leitet diese sogenannte »Gruppenstunde«, so wie 149 andere ehrenamtlich tätige Eltern in den fünften und sechsten Klassen. »Mir macht das Spaß«, sagt Claudia Skibbe, die Mutter von Mayra-Lee, einer Klassenkameradin von Nico, die ebenfalls Rahmen beklebt. »Und wir Eltern bekommen einen ganz anderen Einblick in den Schulalltag unserer Kinder.« Auf der Suche nach einer Schule für ihre beiden





Töchter hat sie sich bewusst für die Gesamtschule entschieden – gegen ein Gymnasium. »Für mich zählt soziales Engagement, ich will keine Einzelkämpfer«, sagt Claudia Skibbe.

Während Nico und die Mädchen basteln, kochen ihre 20 Klassenkameraden mit Eltern Marmelade oder spielen Inlinehockey in der Turnhalle. Fünf Mädchen proben ein Theaterstück im Schwarzlichtraum. »Das ist besser, als den ganzen Tag rumzusitzen wie an meiner alten Schule«, erzählt Nico, während er das klebrige Seidenpapier vorsichtig um den Rahmen wickelt. »Diese Gruppenstunden sind mindestens so wichtig wie Deutsch oder Mathe«, erklärt Nicos Klassenlehrerin Rosemarie Steinkühler. »Wer in einer kleinen Gruppe funktioniert, kommt auch in der großen klar.«

1.318 Schüler gehen auf die Robert-Bosch-Gesamtschule in Hildesheim, sie werden von 103 Lehrern unterrichtet. Außer dem Namen, den die Schule in den 70er-Jahren erhielt, gibt es keine Verbindungen zu der Stiftung. »In den letzten Jahren haben wir die Person Robert Bosch wieder für uns entdeckt«, sagt Schulleiter Wilfried Kretschmer. »Er passt zu uns mit seinem Verständnis von Bildung und Völkerverständigung.« Seit 28 Jahren gehört die Gesamtschule zum Netzwerk der UNESCO-Projektschulen.

Die RBG ist eine riesige Schule, aber keine Lernfabrik. Trotz der Hunderte von Schülern, die täglich durch die Pausenhalle strömen, gibt es kein Zeichen von Vandalismus. Selbst eine Stehlampe aus zartem Reispapier neben einem Podest bleibt heil. Überall stehen Grünpflanzen, kein Schüler rupft an ihren Blättern. An den Wänden auf den Gängen hängen Plakate oder Bilder von Schülern, Schmierereien gibt es nicht. In der Pausenhalle stehen Terrarien mit Schildkröten und ein großer Vogelkäfig, die von Schülern gepflegt werden. Auf dem großen Schulgelände finden sich überall Nischen, kleine Gärten, ein Steg am Schwimmteich oder das UNESCO-Café, ein Brunnen unter einem Baldachin, gestaltet von Schülern.

Haupt- und Realschüler und Gymnasiasten lernen gemeinsam, ab der siebten Klasse wird der Unterricht schrittweise in A- und B-Kurse differenziert. Bei der Zusammensetzung der Klassen orientiert sich Schulleiter Wilfried Kretschmer an der Empfehlung der Grundschule für die weiterführende Schule. Etwa 55 Prozent haben eine Empfehlung für die Haupt- und Realschule. Jeder Dritte schafft hier einen höheren Abschluss als von der Grundschule prognostiziert. Keiner bleibt sitzen, und kaum einer geht ohne Schulabschluss. Jury-Sprecher Peter Fauser sagt: »Das ist eine enorme Leistung. International wird kritisiert, dass die deutschen Schulen viel zu selektiv sind. Die übliche Formel, die Herkunft eines Schülers entscheidet über seine Zukunft, gilt an der Hildesheimer Gesamtschule nicht.«

Das gelingt, weil die Schüler Verantwortung für ihr Lernen übernehmen. So wie in der Deutschstunde der 6.3 bei Christoph Dommnich. Er ist der zweite Klassenlehrer von Nico. Die Klasse wiederholt die Regeln einer Erzählung. Zunächst soll jeder Schüler diese allein auflisten, dann mit seinem Nachbar diskutieren und in der Gruppe ein Plakat dazu entwerfen. Anschließend muss jede Gruppe ihr Plakat vor der Klasse präsentieren. Nico schreibt auf: »1. Man soll in der Vergangenheit schreiben, 2. spannende Wörter benutzen, 3. Höhepunkte spannend machen und 4. wörtliche Rede.« - »Es ist wichtig, dass die Kinder die Regeln selbst aufschreiben«, erklärt Lehrer Dommnich. »Ich kann ihnen die fünfmal erzählen, viele behalten sie trotzdem nicht.« Nico malt inzwischen mit seiner Gruppe auf einem gelben Plakat eine Spannungskurve, gemeinsam listen sie die Regeln auf.

Jetzt präsentieren die Schüler ihre Arbeit, Nicos Gruppe ist als Erste dran: Christian, Nico, Isabelle, Semra und Shannon gehen nach vorn und kleben ihr Plakat an die Tafel. Semra und Shannon erklären, was sie aufgeschrieben haben. Ihre Mitschüler melden sich, um die Präsentation zu kommentieren. Lehrer Dommnich sagt: »Denkt dran - erst etwas Positives sagen, dann: Man könnte eventuell noch verbessern...« Michelle sagt: »Ich fand nicht so gut, dass ihr gesagt habt:

Man muss, muss.« - »Stopp!«, unterbricht sie der Lehrer. »Gut finde ich, dass ihr die Spannungskurve aufgemalt habt«, verbessert sich Michelle. Das findet auch Finn, aber er kritisiert, dass nicht alle aus der Gruppe vorgetragen haben.

Ein paar Mädchen kichern, die Klasse wird unruhig, die Konzentration lässt nach. Kein Wunder, es ist bereits 14.30 Uhr. »Alle stehen jetzt mal auf«, sagt Lehrer Dommnich. »Wollt ihr Laurenzia oder eine Entspannungsübung?« Die Schüler rufen: »Laurenzia!« Dann singen sie laut: »Laurenzia, liebe Laurenzia mein, wann wollen wir wieder beisammen sein? Am Mooontag!«, und gehen dabei zum Takt in die Knie. Nach ein paar Minuten sind alle völlig aus der Puste - aber die Spannung ist raus, es ist wieder ruhig. Der Unterricht kann weitergehen. »Nach dem Mittag kann ich nicht ein- einhalb Stunden durcharbeiten«, sagt Christoph Dommnich. »Das ist für alle die Hölle - für die Schüler und für mich auch.«

An der RBG dauert der Unterricht bis 15.30 Uhr, für die Oberstufe bis 16.15 Uhr. Kein Klingeln unterbricht das Lernen; die Schulklocke wurde abgeschafft, »weil wir keine Fabrik sein wollen«, sagt Schulleiter Wilfried Kretschmer. Der Unterricht wird überwiegend in Doppelstunden organisiert, dazwischen gibt es 20 bis 25 Minuten Pause, mittags haben die Schüler 45 Minuten Zeit zum Essen in der Schulkantine mit bunten Stühlen im Keller der Schule. Am Nachmittag stehen nicht bloß zusätzliche Freizeitangebote auf dem





Stundenplan, sondern Unterricht. Erholungszeiten, Sport, Musik und Theater sind über den Tag verteilt. Nico ist in der Bläserklasse, alle 25 Schüler der 6.3 lernen ein Blasinstrument. Nico spielt Klarinette, Christian Waldhorn und Semra lernt Tuba. Die Instrumente bekommen sie von der Schule gestellt. »Hier finde ich es eindeutig besser als in meinem alten Gymnasium«, sagt Nico. »Wenn um halb vier die Schule vorbei ist, habe ich keine Hausaufgaben mehr.«



Einzelarbeit, Gruppenarbeit, Präsentieren ziehen sich wie ein roter Faden durch den Unterricht von der fünften Klasse bis zum Abitur. An »Methodentagen« lernen die Schüler, wie man Referate hält, die wesentlichen Thesen in Texten unterstreicht oder recherchiert. Die Techniken wenden sie jeden Tag an. Während der Arbeits- und Übungsstunden arbeitet jeder Schüler für sich: Nico malt ein Plakat über Ungarn für das Fach Gesellschaft, sein Tischnachbar Christian schreibt an seiner Erzählung für Deutsch weiter und Lynn macht ihre Englischaufgabe zu Ende. Wer mit seiner Aufgabe fertig ist, geht zu einem Zettel an der Wand und zeichnet auf dem Wochenplan seine Aufgabe ab.

»Wir fanden es toll, den Wochenplan für alle sichtbar abzuhaken«, erzählt Franca. »Das war ein Wettbewerb, wer ist der Schnellste?« Die 16-Jährige geht in die zehnte Klasse und benutzt wie alle Großen für ihre Arbeitsplanung jetzt einen Timer. Während der Arbeitsstunde in der 10.1 üben die meisten für eine

Chemiearbeit. Franca ist im A-Kurs, Sharon, 6, geht in den B-Kurs und hat die Reaktionsgleichung noch nicht kapiert. Franca erklärt es ihr geduldig. »Es ist leichter, einen Schüler zu fragen«, sagt Sharon, »deshalb gehe ich zu Franca, sie ist der Crack bei uns.« - »Und ich muss es verstanden haben, um es erklären zu können. Dafür kann ich Sharon in anderen Fächern fragen. Das ist ein Geben und Nehmen«, sagt Franca. Die Starken helfen den Schwachen - noch ein Grund für den Erfolg der Schule.

Nach einer Erfolgsgeschichte sah es lange Zeit nicht aus. Gegründet wurde die RBG 1971. Gegen die Gymnasien in Hildesheim konnte sich die Schule nicht durchsetzen. Die Schüler blieben weg, vor allem die guten. Vor über fünf Jahren machte sich die Schule auf den Weg. »Wir haben uns buchstäblich am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen«, sagt Schulleiter Wilfried Kretschmer, 55. Er kam 1979 als Referendar an die Schule und wollte ursprünglich nach fünf Jahren wieder weg, die Süßwasserforschung lockte den Lehrer für Biologie und Politik. Doch aus fünf Jahren wurden 28 Jahre, erst war er Oberstufenkoordinator, seit 2002 ist er Schulleiter.

Auslöser für systematische Reformen war die Wahl zur Expo-Schule im Jahr 2000. Ausgerechnet die Gesamtschule wurde ausgewählt, und nicht eines der Gymnasien, sich auf der Weltausstellung in Hannover zu präsentieren.



»Das war das erste Mal, dass wir öffentliche Anerkennung bekamen«, sagt Kretschmer. Danach suchten sich die Lehrer einen professionellen Unternehmensberater und zogen Bilanz: Wo liegen unsere Stärken? Wo unsere Schwächen? »Wir stellten fest: Wir machen tolle Projekte, aber konventionellen Unterricht«, erzählt der Schulleiter. Es gab viele Ideen, die kaum aufeinander abgestimmt waren. 25 Lehrer, die Schulleitung und das »mittlere Management«, so Kretschmer, entwarfen einen Masterplan. Die Ziele: Entwicklung eines Leitbilds, Schaffung transparenter Gremien, Erarbeitung eines modernen Lehrplans und eines pädagogischen Konsens, Verbesserung des Unterrichts.

Sie entwickelten »Jahresarbeitspläne«. Die bunten grafischen Übersichten hängen überall in der Schule. Vor den Sommerferien plant ein Lehrerteam das gesamte Schuljahr, Stufe für Stufe, Fach für Fach. So entsteht nicht nur eine Übersicht, sondern die Fachlehrer stimmen ihren Unterricht aufeinander ab und legen gemeinsam Lernziele fest. In der sechsten Klasse wird das Thema Afrika zum Beispiel parallel in drei Fächern behandelt: Kunst, Gesellschaft und Religion, Werte und Normen. Geschichtslehrer Christian Augustin sagt: »Wir wollen weg von: ›Ich und mein Fach‹, hin zu: ›Wir und unsere Schule.«

Die Lehrer arbeiten in »Jahrgangsteams« und Fachbereichen zusammen. Ständig überprüfen sie ihre Arbeit: Sie befragen ihre Schüler und hospitieren gegenseitig im Unterricht.

An anderen Schulen wäre das undenkbar. Doch hier hat keiner Angst vor Offenheit – im Gegenteil, sie motiviert. Der Krankenstand unter den Lehrern ist mit zwei Prozent auffallend niedrig.

Projektwochen, die den gesamten Unterricht lahmlegen, wie an anderen Schulen, gibt es nicht. Fächerübergreifendes Lernen findet so oft wie möglich und in jedem Fach statt. Das geht so weit, dass Schüler in der Oberstufe aus dem Biologie- und Geschichtskurs gemeinsam Facharbeiten zum Thema Natur schreiben. Auch in Kunst und Deutsch wird zu dem Thema gearbeitet.

Gelernt wird nicht nur in der Schule. So fährt der achte Jahrgang jedes Jahr zur Sommerschule auf die dänische Insel Aarö. Die Schüler erforschen die Natur und die Lebensbedingungen auf der Insel und halten Referate. Das Camp ist ein fester Bestandteil in der Schullaufbahn, es ist ein Initiationsritus für die Schüler. »Die Woche schweißt richtig zusammen«, schwärmt Franca aus der Zehnten.

Kann jede Schule so arbeiten wie die Robert-Bosch-Gesamtschule? »Natürlich!«, sagt Schulleiter Kretschmer. »Das ist eine Frage des Willens, nicht der Ressourcen.«

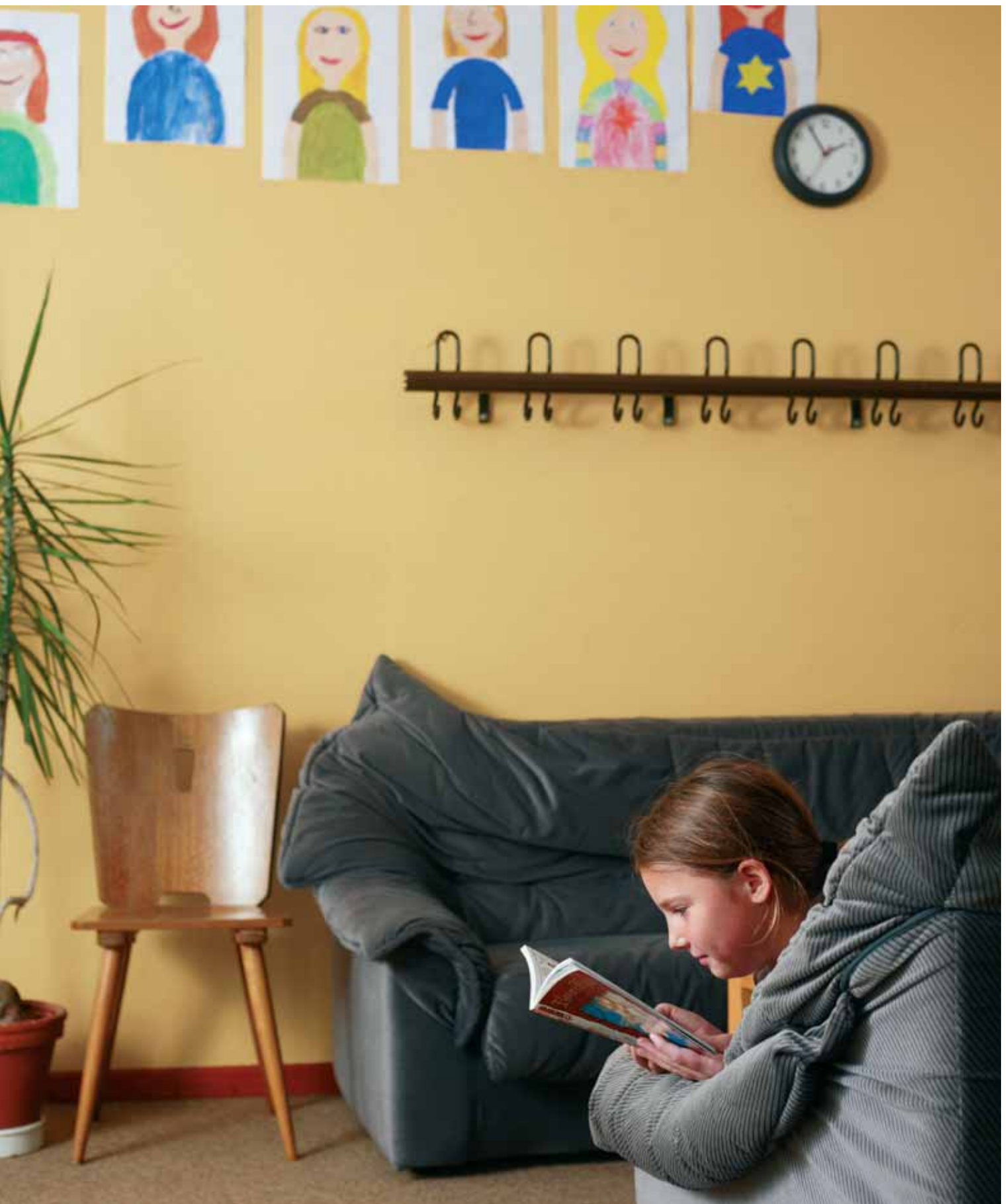





Aus der Laudatio

Die Robert-Bosch-Gesamtschule besticht durch herausragende Qualitäten auf den wesentlichen Feldern. Das pädagogische Klima ist beeindruckend. Die Schule ist sehr groß, und doch fühlen Schüler und Lehrer sich zu Hause. Jeder spürt: »Auf mich kommt es an.« Bei der Ausgestaltung als Ganztagschule setzt die Robert-Bosch-Gesamtschule Maßstäbe. Vormittag und Nachmittag, Unterricht und Projekte, Breiten- und Spitzenförderung, Eltern, Lehrer und außerschulische Experten, Wettbewerbe, Feste und öffentliche Aktionen sind hier in einer wohldurchdachten Choreografie aufeinander abgestimmt. Schülerinnen und Schüler erreichen allgemein hohe und exzellente Leistungen, besonders aber in Biologie, wo preisgekrönte Schülerforschung und praktische Umweltverantwortung Hand in Hand gehen.





A group of children in a gymnasium are forming a human pyramid. At the top is a girl in a light blue shirt. Below her is a boy in a white soccer jersey with black stripes on the sleeves. The next level down has a girl in a red and white shirt and a boy in a black and white shirt. The bottom level consists of several children, including a girl in a blue shirt who is laughing. In the background, a basketball hoop is visible on the wall. The children are all looking towards the camera with various expressions of joy and concentration.

Ernsthaftigkeit, Selbstdisziplin und Hingabe an die Sache, das sind zentrale Anliegen der Helene-Lange-Schule in Wiesbaden, die seit den Achtzigerjahren zu den wichtigsten Reformschulen in Deutschland zählt und als »Leuchtturm« unter den Schulen gilt.

Helene-Lange-Schule, Wiesbaden

Preisträger

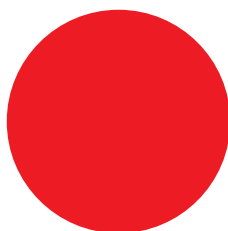
Dass im Proberaum dicke Luft herrscht, hört man schon draußen auf dem Flur. »Ich bin doch nicht eure Kindergärtnerin!«, schimpft eine Frauenstimme. »Wenn ihr nicht zuhören könnt, brechen wir ab! Zehn Minuten Pause!«

Ein Dutzend Neuntklässler schleicht mit gesenkten Köpfen aus dem Raum. Einige haben ihre Texte nicht richtig gelernt, einer hat mit dem Nachbarn getuschelt. So was kann die Regisseurin nicht ausstehen. Ulrike Gubisch, Schauspielerin am Hessischen Staatstheater Wiesbaden, verlangt Konzentration, Disziplin und höchste Aufmerksamkeit. Schließlich will sie mit ihnen ein anspruchsvolles Stück einstudieren: »Die Hexenjagd« von Arthur Miller. In drei Wochen ist Premiere.

Klassenlehrer Arnulf Kunze wirkt nicht besonders mitleidig. »Sie dürfen ruhig die Ernsthaftigkeit spüren«, sagt er. Das Theaterprojekt der Klasse 9 an der Helene-Lange-Schule ist keine nette Abwechslung vom Schulalltag, sondern das wirkliche Leben - und das kann auch mal so hart sein wie Frau Gubisch. Alles darf passieren, nur nicht, dass sich die Trup-

pe vor vollem Saal mit Stottern und lahmen Rezitationen blamiert. Also wird fünf Wochen lang Tag für Tag geprobt, auch an den Samstagen, manchmal bis in den späten Abend, so lange, bis jeder Satz und jede Geste sitzt. Die Schüler nehmen ihrer Regisseurin den Kaserenhof nicht übel, denn sie spüren ihre Leidenschaft. »Du musst in seinem letzten Satz mitatmen, fall ihm ins Wort!«, feuert Ulrike Gubisch Henriette an. »Solche Projekte in der Pubertät sind nicht nur wichtig für die Identitätsfindung, sondern halten auch die Klassengemeinschaft zusammen«, sagt Schulleiterin Ingrid Ahlring. Henriette holt tief Luft, ihre Stimme wird laut und hart, gekonnt fährt sie ihrem Mitspieler in die Parade.

Ernsthaftigkeit, Selbstdisziplin und Hingabe an die Sache, das sind zentrale Anliegen der Helene-Lange-Schule in Wiesbaden, die seit den Achtzigerjahren zu den wichtigsten Reformschulen in Deutschland zählt und als »Leuchtturm« unter den Schulen gilt - ein Anspruch allerdings, den auch eine Versuchsschule wie die Helene-Lange-Schule jeden Tag neu einlösen muss, im Theaterraum wie im Klassenzimmer.





Dabei macht die Schule mit ihren 600 Schülern auf den ersten Blick einen eher kuscheligen Eindruck: brauner Nadelfilzteppich überall, Pflanzen, selbst gemalte Bilder an den Wänden, Ruhecken, Wohnzimmeratmosphäre auf den Fluren. Schüler der Klasse 6 fläzen sich in Gruppen auf dem Teppich, in ihre Hefte vertieft, lassen sich von keinem stören. So viel Konzentration und Respekt will erlernt sein. »Die ersten Jahre, wenn wir Rituale wie das Ruhezeichen einführen, sind schweißtreibend«, räumt Ingrid Ahlring ein, »aber es lohnt sich.«

Als hilfreich empfinden die Lehrer dabei, dass keiner von ihnen ein Einzelkämpfer ist. Jede Klassenstufe hat ihr eigenes Lehrerzimmer, die sechs bis acht Lehrer arbeiten eng zusammen, jeder kennt die Lernfortschritte, Stärken und Schwächen aller hundert Schüler seines Jahrgangs. Die Türen stehen auch während des Unterrichts fast immer offen. Die Lehrer begleiten ihre Schüler sechs Jahre lang von Klasse 5 bis 10, danach wechseln die Besten aufs Gymnasium - mehr als die Hälfte der Schüler. Noten gibt es erst ab Klasse 7. Keiner

bleibt in der Gesamtschule sitzen. Dennoch - oder vielleicht gerade deswegen - hat die Schule einen Leistungsbegriff, der weit über gute Noten hinausgeht. »Unsere Schüler sollen Verantwortung für ihren eigenen Lernprozess übernehmen«, sagt Ingrid Ahlring. »Wir erwarten viel - wir wollen, dass sie selbstständig werden«, sagt Englischlehrerin Marianne Strasser, die vor zwanzig Jahren ans »Hela« kam. Dabei dürfen sie sich Zeit lassen. Sauer wird Marianne Strasser nur, »wenn einer rumsitzt und nix tut - das tadle ich.«

Casimir aus der 9c wechselte vom Gymnasium auf die »Hela«, wie die Schüler ihre Schule nennen. »Da musste man vor der Bioarbeit dicke Ordner auswendig lernen. Im Gedächtnis haften blieb gar nichts. Hier ging ich mit einem Klassenkameraden in den Wald, um herauszufinden, welche Bäume und Tierarten es gibt.« Zum Schluss hatte er wieder einen Ordner in der Hand -, aber alles darin war selbst erarbeitet. »Da ist man richtig stolz.« Leistung werde an dieser Schule mehr respektiert als anderswo, sagt Casimir. »Auf meiner alten Schule galt einer, der gute Leistungen bringt, gleich als Streber.« Ebenso viel Wert legt die Schule aber auf »überfachliche Kompetenzen«: tolerant zu sein beispielsweise, Menschen in völlig anderen Lebensumständen verstehen zu lernen.

Tommaso, der später mal Arzt werden will, machte sein Betriebspraktikum als Vierzehnjähriger im Krankenhaus, wo er Patienten wusch. Besonders an die Nieren ging ihm die Antwort einer Patientin. »Ich fragte sie, ob ich ihr helfen könne, sie sagte nur: Du kannst mir nicht helfen. Sie lag im Sterben.« Casimir besuchte mit einer alten Dame die Synagoge und irgendwann erzählten sie und ihre Freundinnen ihm von ihrer Zeit im Konzentrationslager von Riga - und was es hieß, unter solchen Bedingungen schwanger zu sein. »Solche Erfahrungen verändern dich«, sagt er. »Wäre ich an einer anderen Schule, wäre ich heut anders.«

Zu den wichtigsten Institutionen der Schule zählt der Klassenrat, der jeden Freitag tagt. Wer Schüler ernst nimmt, so die Erkenntnis der Lehrer, gibt ihnen die Möglichkeit, Demokratie und damit die eigene Kompetenz zu erfahren statt »Objekt« zu sein. Dazu gehört auch die Freiheit, den Lehrer kritisieren zu dürfen. Regel: »Man darf den anderen nicht persönlich angreifen, sondern muss sachlich bleiben«, fasst Lena zusammen. Wer da-

gegen verstößt, bekommt die rote Karte gezeigt und fliegt aus dem Stuhlkreis.

In Klasse 8c steht heute die neue Sitzordnung auf der Tagesordnung des Klassenrats. Jannik eröffnet die Diskussion. Dann werden die Sitznachbarn ausgelost. Plötzlich lauter lange Gesichter: »Ach du Scheiße!« - »Nein, ich sitz nicht neben dem!« Tobias will nicht neben Julius, Jule nicht neben ihre Freundin Dominique, »weil wir uns dann gegenseitig ablenken«. Ein Mädchen in der hinteren Reihe weint - sie sitzt jetzt schon das dritte Mal neben einem Jungen, neben dem sie sich schlecht konzentrieren kann. »Können wir nicht noch mal losen?«, fragt einer. »Das bringt es nicht, einer ist immer unzufrieden«, lautet der Einwand. »In der Grundschule hat einfach die Klassenlehrerin bestimmt«, schlägt Jule vor. Doch das will Klassenlehrerin Carmen Bietz nicht - und die Klasse auch nicht. Die Stunde ist zu Ende. Drei Nächte dürfen ihre Schüler drüber schlafen. Dann lautet die salomonische Entscheidung: Wir lösen noch einmal neu, aber an diesem Ergebnis ist nicht mehr zu rütteln. »Ist doch nicht so schlimm«, sagt Sarah einsichtig, »wir haben uns doch jedes Mal aneinander gewöhnt, oder?« Schließlich ist hier das wirkliche Leben.





Aus der Laudatio

Wie nur wenige Schulen hat die Helene-Lange-Schule zur Modernisierung unseres Erziehungsdenkens beigetragen: mit ihrer exzellenten pädagogischen Arbeit und ihrem Ideenreichtum, mit ihren provozierenden Impulsen sowie mit ihrer fachlichen und öffentlichen Präsenz. Ihr Bildungskonzept ist zugleich praktisch und verständnisintensiv. Es umfasst forschendes Lernen und handwerkliche Arbeit, demokratisches Engagement im eigenen Haus und weltweit, künstlerische und theatrale Arbeit, die ihresgleichen sucht und Jugendlichen zu sich selbst befreit – zu ihrer Kreativität und zur Leidenschaft für eine Sache.







Die Montessori-Schule in Potsdam verzichtet auf jede Form des Frontalunterrichts. So sitzen die Kinder im Kreis, alle teilen sich die Lernmaterialien und Rücksicht gehört zu den obersten Geboten. Das ist lebenswichtig in einer Schule, in der auch Behinderte am normalen Unterricht teilnehmen.

Montessori-Oberschule, Potsdam

Preisträger

An der Montessori-Oberschule übernehmen Kinder Verantwortung für ihre Mitschüler und lernen dabei wie von selbst.

Das Wichtigste sagt sie zuletzt. »Soziale Intelligenz steht bei uns an erster Stelle!«, sagt Ulrike Kegler und fährt mit dem Finger vor und zurück. So, als wolle sie die Worte an der Wand festnageln. Sie dreht sich um, hinter ihr hängt ein rotes Bild an der Wand. Überall in der Schule dominieren bunte Farben. »Hätten Sie gedacht, dass diese Schule von innen so hübsch ist?«, fragt sie.

Nein, auf diesen Gedanken kommt keiner, der das Gebäude nur von außen kennt. In der Tat ähnelt die Montessori-Oberschule in Potsdam dem Verwaltungstrakt eines abgewickelten Industriekombinats. Grau in grau duckt sie sich zwischen aufgeplatzten Waschbetonplatten auf der einen und windschiefen Bäumen auf der anderen Seite.

Ulrike Kegler lächelt. »Wir hätten auch zuerst die Fassade renovieren können, aber der Wandel muss von innen kommen.«

In Potsdam hat sie den Wandel geschafft. Nach der Wende kämpfte die Anstalt ums Überleben. Es gab nicht genug Anmeldungen. 1991 begann man mit der Integration behinderter Kinder und übernahm Ideen aus der Montessori-Pädagogik. »Beides war eher dem Überlebenstrieb geschuldet als innerer Überzeugung«, sagt Ulrike Kegler, die damals als Lehrerin nach Potsdam wechselte und die erste Montessori-Klasse aufbaute.

Doch der damalige Rektor und die Kollegen begegneten der Montessori-Pädagogik mit großer Skepsis. Das Prinzip des offenen Unterrichts widersprach ihren Methoden in wesentlichen Punkten. Es verzichtet zum Beispiel auf jede Form des Frontalunterrichts. So sitzen die Kinder im Kreis, keiner dreht dem anderen den Rücken zu, alle teilen sich die Lernmaterialien, Rücksicht gehört zu den obersten Geboten – lebenswichtig in einer Schule, in der auch behinderte Kinder am normalen Unterricht teilnehmen.

Als der Schulleiter in den Ruhestand ging, bat das Schulamt Ulrike Kegler, den Posten zu





übernehmen. »Die Lehrerrolle hat sich seither völlig verändert«, sagt ihre Kollegin Monika Peater. Sie sitzt in der Ecke eines Klassenzimmers, auf einem kleinen Stuhl an einem kleinen Tisch. Auf dem Boden liegt ein bunter Teppich. In Regalen, auf Augenhöhe und in Griffweite der Kinder stehen Rechenhilfen, Lesebücher und eine Weltkugel.



Hinter ihr baut sich eine Wand aus Ordnern auf, jeder Schüler hat einen eigenen, den er gestalten kann, wie er möchte. Irgendwo vor dem Fenster steht der Lehrertisch. Sie sagt: »Man steht nicht mehr gottgleich vor der Klasse, sondern ist eher Moderator.« Aber: »Natürlich achten wir darauf, dass die Schüler die Lernziele erreichen.« Offenbar mit Erfolg: Bei den zentralen Abschlussprüfungen und Vergleichsarbeiten des Landes Brandenburg schneiden viele Montessori-Schüler überdurchschnittlich gut ab.



Auf dem Fußboden hocken der achtjährige Raul, Piratentuch um den Kopf, Haare bis zu den Schultern, und der ein Jahr jüngere Carl. Sie versuchen, eine Matheaufgabe zu lösen, minutenlang und immer wieder auf anderen Wegen, von denen manche zum Ziel führen

und andere irgendwo versanden. Schließlich geht Raul zum Klassenlehrer und fragt: »Was stimmt denn nun, Herr Meyer?«

Als Nicolas Meyer auf eine Lösung deutet, setzt sich Raul wieder neben Carl auf den Boden und erklärt mithilfe von bunten Kugeln, die er über den Teppich rollt, wie er auf die Lösung gekommen ist. Aber Carl hat bald keine Lust mehr, holt sein Schreibheft und beginnt, Buchstaben zu üben. Er kann das besser als Leonora, die neben ihm sitzt und weil er dazu noch ein Jahr älter ist als sie, guckt sie ihm bewundernd über die Schulter und tut es ihm nach. Als der Lehrer den Raum verlässt, blickt keiner der Schüler auf, so vertieft sind alle in ihre Arbeit.

Jede Klasse besteht aus Kindern verschiedener Altersstufen, jeder Schüler gehört also zuerst zu den Jüngeren, dann zu den Älteren und wenn er in die nächste Gruppe kommt, ist er wieder Anfänger. Auf diese Weise können Ältere den Jüngeren helfen, Jüngere können Ältere fragen. Ziel ist eine Schulform, in der das Lernen wichtig ist, nicht ein auswendig aufgesagtes Ergebnis.

Am Anfang war solch ein Arbeiten schwierig. Um sich an die neue Art des Unterrichts zu gewöhnen, teilten sich zwei Lehrer eine

Klasse, »da sind dann Eifersüchteleien ausgebrochen«, sagt Monika Peater. Das Kollegium habe sich belauert und einer habe dem anderen den Erfolg nicht gegönnt. Manche besuchten Weiterbildungskurse, andere boykottierten die Montessori-Pädagogik. »Die Widerstände waren teilweise sehr groß«, sagt sie und faltet die Hände wie zum Gebet. »Das ist jetzt komplett weg.«

Vor allem die Kinder profitieren davon. Zum Beispiel Franz, der seinen elften Geburtstag feiert. Die Kinder sitzen im Kreis um eine

Kerze, die Lebenslicht und Sonne in einem darstellt. Franz hat einen Globus in der Hand. Er läuft elfmal um die Kerze, wobei sich spielerisch erklärt, dass sich die Erde um die Sonne dreht und wie lange das dauert.

Danach wählt Franz elf Schüler aus, einen für jedes Jahr. Weil er eine Sprachstörung hat, redet er nicht besonders laut, aber alle helfen ihm, Worte in Sätzen zu ordnen. Schließlich umringen sie ihn und heben ihn mit dem Stuhl elfmal über ihre Köpfe. Seine Beine fliegen hoch, er lacht und gluckst.



Ulrike Kegler, Schulleiterin:

»Wir hätten auch zuerst die Fassade renovieren können, aber der Wandel muss von innen kommen.«



Aus der Laudatio

Die Montessori-Oberschule in Potsdam ist heute eine Reformschule mit überregionaler Ausstrahlung. Mit Maria Montessori bilden Freiheit und Disziplin für sie nicht Gegenpole, sondern korrespondierende Elemente der Erziehung. Dass jedes Kind anders lernt, weiß hier jedes Kind. Kinder und Jugendliche, die ihren eigenen Lernprozess mit positiver Spannung organisieren, Eltern, die verantwortungsbewusst ihre Kinder begleiten, Lehrerinnen und Lehrer, die assistieren statt zu kritisieren und eine Schulleitung, die nach innen und außen stärkt und profiliert – das ist die Montessori-Oberschule Potsdam.







Schüler abzuschieben, nur weil sie schwierig sind, gilt am Friedrich-Schiller-Gymnasium als verpönt. Vergangenes Jahr empfahl die Schule 17 von insgesamt 1.000 Schülern den Wechsel auf die Realschule. Das sind wenige im Vergleich zu anderen Gymnasien, aber immer noch 17 zu viel.

Friedrich-Schiller-Gymnasium, Marbach

Preisträger

Warnung: An dieser Schule wird Lehrern einiges zugemutet. Das fängt schon beim Vorstellungsgespräch an. »Sie können Englisch und Geschichte - was können Sie sonst noch?« ist eine Lieblingsfrage des Schulleiters an Bewerber.

An dieser Schule wird auch Kindern einiges zugemutet. Wer schlechte Noten schreibt, wird schon mal verdonnert, die Arbeit so oft nachzuschreiben »bis aus der Fünf eine Zwei geworden ist«. Oder gemeinsam mit älteren Schülern in den Sommerferien den Stoff nachzubüffeln - die Schule bleibt dafür vier Wochen lang geöffnet.

Der Direktor der Friedrich-Schiller-Schule im schwäbischen Marbach stellt Ansprüche an Lehrer, Schüler und Eltern. Letzteren gibt er schon mal auf, »daheim für bessere Stimmung zu sorgen und nicht dauernd zu fragen, wann der Fünfer weg ist«.

Günter Offermann, 57, ist ein Machertyp, der eher durch seine Schule fliegt als geht, nebenbei Papierschnipsel aufklaubt und vor Ideen

nur so sprudelt. Ein Patriarch, so heißt es über ihn, aber einer, der zuhören kann - und nicht nur die eigenen Ideen gelten lässt. »Ich brauche ständig jemand um mich, den ich anlabern und nach seiner Meinung fragen kann«, sagt Offermann. »Zum Beispiel, was haltet ihr vom Laptop in Klasse 5?« Ein Schulleiter könne noch so viele Ideen haben, stellt er klar, »getragen werden sie von der Mannschaft«. Manchen Zahn haben ihm die Kollegen gezogen. »Aber wenn etwas beschlossen war, haben sie mich nie im Stich gelassen.«

Wie man überzeugt, hat der Sohn eines Obsthändlers schon im Laden der Eltern gelernt, wo er auch mal Bananen verkaufte, »die schon ein bisschen fleckig waren«.

Dass er seinen Kollegen weder überreife Früchte noch unreife Ideen andrehen konnte, war ihm schnell klar, als er vor 18 Jahren als Schulleiter antrat. Davor hatte er zehn Jahre lang unterrichtet und vier Jahre als Referent im Oberschulamt viele Kontakte geknüpft. Offermann versuchte es erst gar nicht auf autoritäre Art. »Ein Schulleiter in Baden-Württemberg kann nichts anweisen - er muss überzeugen.«





Das Werk scheint gelungen. Binnen 15 Jahren hat sich die Schülerzahl auf fast 2.000 Schüler verdoppelt, damit zählt die Schule in Marbach zu den größten Gymnasien in Deutschland. Allein Klassenstufe 5 besteht aus zehn Parallelklassen. Und Offermann will weiter expandieren. Die Partnerschaft mit einer Schule in China will er weiter ausbauen, Chinesisch als zweite Fremdsprache in Klasse 6 einführen. »Je früher, desto besser.«



Weltoffen sollen sie sein, die Schüler aus Marbach. »Wir haben viele Eltern, die für internationale Konzerne wie Bosch arbeiten.« Er führte vor drei Jahren »internationale Klassen« ein. Dort lernt Elftklässlerin Eva aus Marbach gemeinsam mit Liina aus Finnland und Mart aus Estland – alles auf Englisch. Die Gastschüler leben ein Jahr lang bei Marbacher Familien und sorgen für ein internationales Netzwerk, das von China bis Argentinien und von den USA bis Estland reicht.



Einige Schüler wollen zusammen mit einem pensionierten Lehrer einen Griechischkurs einführen? Der Schulchor hat eine Einladung nach Schanghai bekommen? »Super!« Der Rektor hilft, dass das Projekt läuft und kümmert sich um die Finanzierung. Jeder Schüler »braucht zumindest eine Sache, von der er

sagt, hier kriege ich Anerkennung – egal ob Spanisch, Chinesisch oder die Tüftler-AG. Dann gilt der Deal, den Rest nehm' ich mit. So einfach muss man Schule konstruieren.«

Ähnlich einfach klingt auch ein anderer Satz von Günter Offermann, der zugleich die größte Herausforderung für ein Gymnasium darstellt: »Jeder kommt ans Ziel.« Schüler »abzuschulen«, nur weil sie schwierig sind, gilt am Friedrich-Schiller-Gymnasium als verpönt. »Einer, der als struppig gilt, aber das Zeug hat zum Lernen, um den kümmern wir uns selbst«, stellt der Schulleiter klar. Jeder Lehrer ist für Erfolg oder Misserfolg seiner Schüler verantwortlich. »Abschieben, im Stich lassen, das geht hier nicht«, stellt Englischlehrerin Andrea Saffert klar. Vergangenes Jahr empfahl die Schule 17 von insgesamt rund 1.000 Schülern der Unter- und Mittelstufe den Wechsel auf die Realschule, »weil sie insbesondere mit der zweiten Fremdsprache überfordert waren«. Das sind wenige im Vergleich zu anderen Gymnasien, aber immer noch 17 zu viel.

»Wenn ein Schüler absackt, versuchen wir herauszukriegen, woran es liegt«, sagt Offermann. »Liegt es an der Qualität des Unterrichts? Hat er Liebeskummer? Oder Probleme daheim? Das muss geklärt werden. Der Lehrer ist dafür da, dass er wieder gut wird.« Der Lehrer? Nein, ein ganzes »Unterstützungssystem«.

Fünfte Stunde - auffällig still ist es auf den Fluren, obgleich hinter den Türen im Oberstufenflügel fast 400 Schüler arbeiten. Allenfalls Murmeln ist im »Tutoriat«, der Übungsstunde, erlaubt. Die Mathelehrer Andreas Dold und Falk Bittermann halten sich im Hintergrund. »Wir werden nur noch bei ganz schwierigen Fragen gebraucht«, sagt Andreas Dold. Die Hauptarbeit machen die Schüler. Stärkere helfen den Schwächeren. Nina aus der Dreizehnten erklärt Jessica die zweite Steigerung der Parallele. Jan hilft Sarah bei einer komplizierten Gleichung.

»Rollentausch« nennt das Andreas Dold, und er dürfte zum Schwierigsten zählen, was man einem Gymnasiallehrer zumuten kann - Ver-

antwortung abzugeben, den Schülern die Bühne zu überlassen. »Manchmal ist es besser, wenn ihnen etwas in ihrer eigenen Sprache erklärt wird«, sagt Andreas Dold. »Einen Gleichaltrigen traut man sich eher zu fragen als den Lehrer«, bestätigt Jessica, 18. Überheblichkeit gegenüber Schwächeren ist verpönt. Schulsprecher Constantin hilft in der Mittagspause Hauptschülern bei den Hausaufgaben. Gymnasiastin Hannah, 17, übt mit dem elfjährigen Miguel aus der Hauptschule Deutschsaufsatz. Gymnasiasten, Realschüler und Hauptschüler planen einen gemeinsamen Ruder-Achter. »Wir wollen den Kindern zeigen, wie die Welt aussieht«, erklärt der Direktor - auch die, die nur einen Steinwurf entfernt liegt.



Die Jury:

»Diese Schule ist stolz auf jedes Kind, das sie behält, und nicht darauf aus, Kinder zu verlieren.«



Aus der Laudatio

Mit über 1.800 Schülerinnen und Schülern ist das Friedrich-Schiller-Gymnasium in Marbach eine der größten Schulen in ganz Deutschland. Umso mehr überrascht und fasziniert bei dieser Größe die Prägekraft und Sogwirkung von Zugehörigkeit und individueller Förderung, von Reformstärke und Ergebnisorientierung. An dieser Schule gilt: »Wir machen das Beste daraus.« Leistung wird hier als ein humaner Inbegriff erfüllter Lebensführung begriffen – als ein selbstverständlicher, gelebter und erstrebter Wert, der dieser Lerngemeinschaft von Schülern, Eltern und Lehrern Richtung und Profil verleiht.







Als einzige Schule für Körperbehinderte beteiligt sich die Carl-von-Linné-Schule in Berlin-Lichtenberg an landesweiten Vergleichstests. »Das traut sich sonst keine Sonderschule«, sagt Schulleiter Friedsam.

Carl-von-Linné-Schule, Berlin

Preisträger

An der Carl-von-Linné-Schule in Berlin macht jeder Schüler einen Abschluss – selbst wenn er im Rollstuhl sitzt.

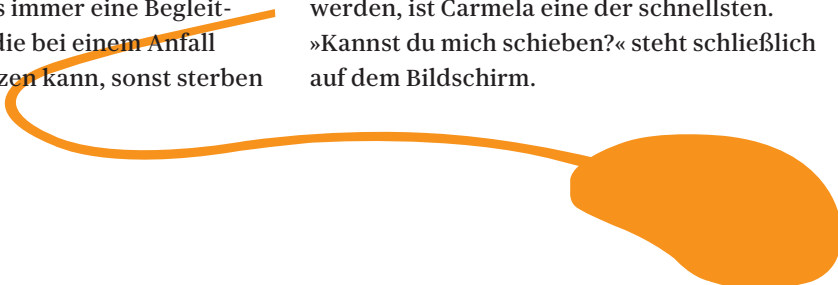
Die Schülerin steht schon eine Weile in der Tür des Sekretariats. Was macht sie hier? »Ich wollte nur mal Hallo sagen«, erklärt sie. »Ich vermisse die Schule.« Im Hintergrund eilt Schulleiter Peter Friedsam durch den Raum, kramt irgendwas zusammen, er muss los. Als er die ehemalige Schülerin hört, bleibt er kurz stehen und freut sich – nicht nur, weil sie vor sechs Monaten ihren Abschluss gemacht hat und eine Lehrstelle hat. Er fühlt sich bestätigt, er sagt: »Hier will eben keiner weg.«

Den meisten Ehemaligen geht es ähnlich. Denn die 1977 gegründete Ganztagschule Carl-von-Linné in Berlin-Lichtenberg ist mit 470 Schülern nicht nur die größte Schule für behinderte Kinder in Europa, sondern unterrichtet auch als einzige sonderpädagogische Institution nach dem Prinzip der Gesamtschule. Eine schwere Aufgabe bei Schülern mit Querschnittslähmung oder offenem Rücken, bei Kindern, die an Legasthenie, Epilepsie oder Diabetes leiden – oder gar an schweren Herzfehlern. »Da muss immer eine Begleitperson bereitstehen, die bei einem Anfall sofort eine Spritze setzen kann, sonst sterben

sie«, erklärt Friedsam. Umso erstaunlicher, dass jeder seiner Schüler einen Abschluss macht. »Manche Leute halten uns für chaotisch, aber wir haben einen roten Faden: den Schulabschluss.«

Auch Carmela aus der siebten Klasse wird ihn schaffen. Sie steht mit ihrem Rollstuhl vor einer Tafel voller Tiersymbole und Buchstaben. Weil sie bei ihrer Geburt unter Sauerstoffmangel litt, kann sie nicht sprechen. An ihrem Stuhl ist ein Computer angebracht, der ihr helfen soll, sich auszudrücken. »Stell dir vor, der Motor deines Stuhls ist kaputt«, sagt Lehrer Frank Bühling. »Was machst du?« Carmela wackelt hin und her, schlägt mit den Handrücken auf die Tastatur und sagt etwas Unverständliches, aber ihr Lehrer versteht, dass sie »Schieben« gesagt hat.

»Fast geschafft«, sagt er, aber eines noch: »Bilde mal einen Satz mit ›Schieben‹.« Carmela drückt auf der Tastatur herum, Buchstabenfolgen gleiten über den Monitor, der Computer besitzt ein Programm, das nach dem passenden Wort sucht. Von allen acht Rollstuhlfahrern, die an dem Sprachcomputer ausgebildet werden, ist Carmela eine der schnellsten. »Kannst du mich schieben?« steht schließlich auf dem Bildschirm.





Mittlerweile ist Peter Friedsam zurück in seinem Büro. Er reibt sich die Hände, so, jetzt hat er kurz Zeit: »Ist doch Quatsch, wenn ein Kind nach der Schule den ganzen Tag im Rollstuhl sitzt und aus dem Fenster sieht. Wie soll man denn da selbstbewusst werden?« Lernen funktioniert durch Emotionalität, davon ist er überzeugt, aber will man in Lichtenberg, Storkower Straße, östliches Ostberlin, wirklich emotional sein?



Plattenbauten bestimmen die Szene. Die Schule sieht aus wie aus einem Baukasten zusammengesteckt, irgendwann, so scheint es, hatte der Bauherr keine passenden Komponenten mehr und hat einfach andere benutzt. »Hm«, macht Friedsam, aus dem Fenster

sehend, »deswegen gehen unsere Schüler oft auf Reisen.«

Jedes Jahr gibt es Sommercamps und Klassenfahrten. Im nächsten Sommer wird die Schule einen Surfkurs anbieten. Vor Jahren gab es ein EU-Programm, bei dem die Lehrer nach Brüssel eingeladen wurden: »Wir haben die Schüler einfach mitgenommen«, sagt Friedsam. »Wir stärken das Ich, indem wir mit den Schülern so oft es geht Sachen außerhalb der Schule machen.« Als einzige Schule für Körperbehinderte beteiligt sich seine Anstalt an landesweiten Vergleichstests. Dabei werden den Schülern in einer Art Klausur eine Reihe von Aufgaben in Fächern wie Deutsch, Mathe und Englisch vorgelegt. »Das traut sich sonst

Peter Friedsam, Schulleiter:

»Manche Leute halten uns für chaotisch, aber wir haben einen roten Faden: den Schulabschluss.«

keine Sonderschule«, sagt Friedmann und freut sich, dass seine Schüler besonders bei Englischtests regelmäßig besser abschneiden als nicht behinderte Schüler.

Nsimba, acht Jahre alt, zwei Zöpfe baumeln an ihrem Kopf, sehr gut in Mathe und Deutsch, aufgeweckt und redegewandt, hat Sichelzellenanämie, eine Blutkrankheit, die in schweren Fällen zu Organschäden führen kann.

Sie steht im Musikraum und hüpfert auf der Stelle. Hier gibt's keine Stühle, hier wird Wert auf Bewegung gelegt. Hampelmann, Boxen, sich-im-Kreis-drehen, Knie vor die Brust, das klappt bei den meisten ganz gut, Nsimba hat damit ohnehin keine Probleme. Eigentlich hat sie, von ihrer unsichtbaren Erkrankung abgesehen, überhaupt keine Probleme. »Die wird es weit bringen«, sagt Hella Schulze, ihre Klassenlehrerin. Gäbe es da nicht ein außerschulisches Dilemma.

Nsimba kommt aus Angola, ihre Eltern sind verschollen, sie lebt bei einer Pflegefamilie. Plötzlich sind Leute aufgetaucht, die behaupten, Verwandte zu sein, sie wollen das Mädchen zu sich holen, haben einen Anwalt, sogar einen Pfarrer eingeschaltet. Sind sie wirklich Verwandte? Der Beweis fehlt. Ist das im Sinne des Mädchens?

Die Schule glaubt es nicht, interveniert beim Jugendamt und bekommt Recht. Das Mädchen bleibt, wo es ist.

»Und das ist noch ein leichter Fall«, sagt Friedsam. Oft sind Eltern mit ihren behinderten Kindern überfordert, dann muss die Schule einspringen. Das Angebot ist vielfältig. In einfachen Fällen reicht es, Kontakte zu Behörden oder Hilfsangeboten herzustellen oder den Eltern einfach zuzuhören. 40 sogenannte ambulante Lehrer gehen zu den Kindern nach Hause und geben Tipps, wie Eltern zum Beispiel die Wohnung behindertengerecht gestalten können.

»Stimmt schon, wir sind eine Schule«, sagt Peter Friedsam, zum ersten Mal sitzt er ruhig in seinem Sessel. »Aber wir machen mehr als Schule. Wir machen lebensfähig.«





Aus der Laudatio

Die Carl-von-Linné-Schule ist ein »Sonderpädagogisches Förderzentrum für den Förderschwerpunkt ›Körperliche und motorische Entwicklung‹ mit Grundschule, Oberschule, Schule mit dem Förderschwerpunkt ›Lernen‹ und Sonderberufsschule«. Hinter dieser sperrigen Bezeichnung blüht und gedeiht eine pädagogische kleine Stadt für Kinder aus der Großstadt Berlin. In unwirtlicher Umgebung ist sie wie eine Oase für das Lernen, mehr noch: sie bildet einen eigenen förderlichen Lebenskreis für die ihr anvertrauten Kinder und Jugendlichen. Die gemeinsame Fürsorge durch Familien und Lehrpersonen, Erzieherinnen und Fachkräfte, deren großes berufliches Können und ebenso ihr ehrenamtliches Engagement sind es, was die exzellente Qualität dieser Schule prägt und trägt.

D



1	1	2
		3
1	1	2

E



2	2	1
1	1	1

5	4	3	2
---	---	---	---

Die nominierten Schulen



Aus den 170 Bewerberschulen wurden zehn Schulen in einem mehrstufigen Auswahlverfahren für den Deutschen Schulpreis nominiert.



Carl-von-Linné-Schule
Staatliche Förderschule
Paul-Junius-Straße 15
10367 Berlin
Schulleiter: Peter Friedsam
www.linne-schule.cidsnet.de



Der Ravensberg
Staatliches Berufliches
Gymnasium
Rankestraße 2
24118 Kiel/Schleswig-Holstein
Schulleiter: Wulf Wersig
www.bsrauensberg-kiel.de



Friedrich-Schiller-Gymnasium
Staatliches Gymnasium
Schulstraße 34
71672 Marbach am
Neckar/Baden-Württemberg
Schulleiter: Günter Offermann
www.fsg-marbach.de



Gymnasium Neckartenzlingen
Staatliches Gymnasium
Auwiesen 4
72654 Neckartenzlingen/
Baden-Württemberg
Schulleiter: Helmut Kopecki
www.gymnasiumneckartenzlingen.de



Helene-Lange-Schule
Staatliche Integrierte
Gesamtschule
Langenbeckstraße 6-18
65189 Wiesbaden/Hessen
Schulleiterin: Dr. Ingrid Ahlring
www.helene-lange-schule.de





IGS List

Staatliche Integrierte
Gesamtschule
Röntgenstraße 6
30163 Hannover/Niedersachsen
Schulleiter: Oswald Nachtwey
www.igs-list.de



Montessori-Oberschule
Staatliche Oberschule mit
integrierter Primarstufe
Schlüterstraße 2
14471 Potsdam/Brandenburg
Schulleiterin: Ulrike Kegler
www.potsdam-montessori.de



Robert-Bosch-Gesamtschule
Staatliche Integrierte
Gesamtschule
Richthofenstraße 37
31137 Hildesheim/
Niedersachsen
Schulleiter: Wilfried Kretschmer
www.robert-bosch-gesamtschule.de



Laagbergschule

Staatliche Grundschule
Masurenweg 9
38440 Wolfsburg/Niedersachsen
Schulleiterin: Karola Städing
www.laagbergschule.de



**Waldhofschule –
Eine Schule für alle**
Private Grund- und Förderschule
Röddeliner Straße 36
17268 Templin/Brandenburg
Schulleiter: Wilfried Steinert
www.waldhofschule.de



Die Jury des Deutschen Schulpreises

Drs. Johan van Bruggen

Hauptinspektor a.D. beim niederländischen Schulinspektorat

Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland

Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg

Prof. Dr. Peter Fauser

Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Jena

Prof. Dr. Eckhard Klieme

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung, Frankfurt

Prof. Dr. Jürgen Oelkers

Pädagogisches Institut der Universität Zürich, Schweiz

Prof. Dr. Manfred Prenzel

Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften, Kiel

Enja Riegel

Ehemalige Schulleiterin und Gründerin des Campus Klarenthal

Dr. Erika Risse

Vereinigung der Deutschen Landeserziehungsheime, Oberhausen

Prof. Dr. Michael Schratz

Institut für Lehrerbildung und Schulforschung der Universität Innsbruck, Österreich

Dr. Otto Seydel

Dr. Otto Seydel Institut für Schulentwicklung, Überlingen

Prof. Dr. Erich Thies

Generalsekretär der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn

In den Auswahlprozess waren darüber hinaus einbezogen:

Klemens Auberle

Prof. Dr. Silvia-Iris Beutel

Dr. Wolfgang Beutel

Helga Boldt

Dr. Gislinde Bovet

Karin Brügelmann

Prof. Dr. Monika Buhl

Prof. Dr. Helmut Frommer

Hanns Hämker

Dr. Wolfgang Harder

Prof. Dr. Gotthilf Hiller

Prof. Dr. Katrin Höhmann

Hiltrun Hütsch-Seide

Ingrid Kaiser

Dr. Manuela Kiehne

Susanne Kienle

Kurt Ohmann

Erich Ott

Götz Plessing

Prof. Dr. Volker Reinhardt

Dr. Fritz Schäffer

Rolf Schwarz

Elke Urban

Klaus Wenzel

Axel Weyrauch

Dr. Klaus Wild

Dr. Wolfgang Wildfeuer

Dr. Beate Wischer

Gute Schule – was ist das?

Die sechs Qualitätsbereiche des Deutschen Schulpreises

Grundlage des Deutschen Schulpreises ist ein umfassendes Verständnis von Lernen und Leistung, das in sechs Qualitätsbereichen zum Ausdruck kommt. Schulen, die sich um den Deutschen Schulpreis bewerben, müssen in allen Bereichen mindestens gut und in einem Bereich weit überdurchschnittlich abschneiden.

Leistung

Schulen, die – gemessen an ihrer Ausgangslage – besondere Schülerleistung in den Kernfächern (Mathematik, Sprachen, Naturwissenschaften), im künstlerischen Bereich (z. B. Theater, Kunst, Musik oder Tanz), im Sport oder in anderen wichtigen Bereichen (z. B. Projektarbeit, Wettbewerbe) erzielen

Umgang mit Vielfalt

Schulen, die Mittel und Wege gefunden haben, um produktiv mit den unterschiedlichen Bildungsvoraussetzungen und Leistungsmöglichkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler – kulturelle und nationale Herkunft, Bildungshintergrund der Familie, Geschlecht – umzugehen; Schulen, die wirksam zum Ausgleich von Benachteiligungen beitragen; Schulen, die das individuelle Lernen planvoll und kontinuierlich fördern

Unterrichtsqualität

Schulen, die etwas dafür tun, dass die Schüler selbst die Verantwortung für ihr Lernen übernehmen können; Schulen, die ein erfahrungs- und praxisorientiertes Lernen auch unter Einbeziehung außerschulischer Lernorte er-

möglichen; Schulen, die den Unterricht und die Arbeit von Lehrern mithilfe neuer Erkenntnisse kontinuierlich verbessern

Verantwortung

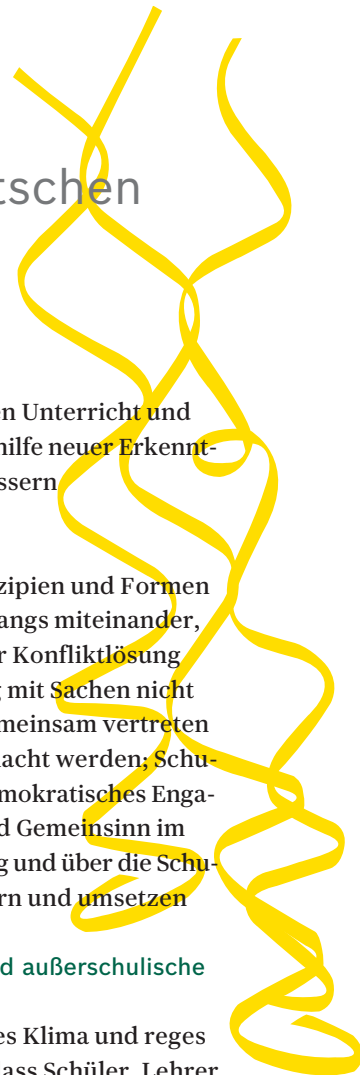
Schulen, in denen die Prinzipien und Formen eines achtungsvollen Umgangs miteinander, Möglichkeiten gewaltfreier Konfliktlösung und der sorgsame Umgang mit Sachen nicht nur postuliert, sondern gemeinsam vertreten und praktisch geltend gemacht werden; Schulen, die Mitwirkung und demokratisches Engagement, Eigeninitiative und Gemeinsinn im Schul- und Unterrichtsalltag und über die Schule hinaus tatsächlich fordern und umsetzen

Schulklima, Schulleben und außerschulische Partner

Schulen, die durch ein gutes Klima und reges Schulleben dafür sorgen, dass Schüler, Lehrer und Eltern gern in die Schule gehen; Schulen, die pädagogisch fruchtbare Beziehungen zu außerschulischen Personen und Institutionen sowie zur Öffentlichkeit pflegen

Schule als lernende Institution

Schulen, die neue und ergebnisorientierte Formen der Zusammenarbeit des Kollegiums, der Führung und des Managements etabliert haben und die Motivation und Professionalität ihrer Lehrer planvoll fördern; Schulen, die die Bewältigung der Stofffülle, die Verbesserung des Lehrplans, die Organisation und Evaluation des Schulgeschehens als eigene Aufgaben der Schule ansehen und daran selbstständig und nachhaltig arbeiten



Kontakt

Robert Bosch Stiftung
 Programmbereich Bildung und Gesellschaft
 Heidehofstraße 31
 70184 Stuttgart

Dr. Roman Rösch
 Projektleiter Deutscher Schulpreis
 Telefon 0711/46084-138
 Telefax 0711/46084-10138
roman.roesch@bosch-stiftung.de

Christina Distler
 Projektassistentin Deutscher Schulpreis
 Telefon 0711/46084-137
 Telefax 0711/46084-10137
christina.distler@bosch-stiftung.de

Impressum

Herausgegeben von der
 Robert Bosch Stiftung GmbH

Verantwortlich

Günter Gerstberger
 Bereichsleiter Bildung und Gesellschaft

Schulporträts

Catrin Boldebeck, Ingrid Eißele,
 Philipp Kohlhöfer

Redaktion

Dr. Roman Rösch, Josef Krieg,
 Christina Distler

Bildredaktion

Dr. Roman Rösch, Christina Distler

Gestaltung

BÜRO WEISS, Berlin

Druck

Königsdruck, Berlin

Bildmaterial

Theodor Barth

Copyright 2007

Robert Bosch Stiftung GmbH, Stuttgart
 Alle Rechte vorbehalten

Robert Bosch Stiftung GmbH
 Heidehofstraße 31
 70184 Stuttgart
 Telefon 0711/46084-0
 Telefax 0711/46084-1094
info@bosch-stiftung.de
www.bosch-stiftung.de
 Postfach 10 06 28
 70005 Stuttgart

www.deutscher-schulpreis.de